

EINÜBUNG UND WEISUNG

Rede zwischen Gott und Mensch

Einübung ins Gebet

Das Gebet fällt vielen Menschen heute schwer. Gott ist für sie nicht mehr der selbstverständlich und unbestritten Da-seiende. Sie begegnen ihm nicht mehr auf den Straßen und in den Räumen dieser Welt. Die Welterfahrung der Moderne in ihrer Faszination wie in ihrer Bedrohung bedarf nach weitverbreiteter Überzeugung zur Erklärung nicht mehr eines transzendenten Gottes. Der inneren religiösen Erfahrung gegenüber aber sind die meisten skeptisch geworden. Sie trauen deren Anspruch, Wirklichkeit zu bezeugen, nicht mehr. Sie wissen, von wie vielen unkontrollierten Mächten sie gesteuert werden, wie stark sie unbewußten Antrieben unterliegen, wie unvermeidlich sie durch die Vorgegebenheiten ihres Lebens, durch Schicksal und Umwelt, in eine Rolle hineingedrängt sind. Sie fragen sich darum heimlich — aber diese Heimlichkeit und Unausdrücklichkeit ist sehr existentiell —, ob es wirklich so etwas wie Gebet, ein Sprechen mit Gott gibt, das gehört wird und Antwort erhält, oder ob das, was wir Gebet nennen, nur das Echo der eigenen Stimme ist, in der sich die Tiefe des Herzens — Not und Hoffnung, Erwartung und Dank —, entsprechend der überkommenen religiösen Vorstellungswelt, zu Gehör bringt. Dem Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Gebetes und dem Widerstand gegen das Gebet, den auch der erfährt, der durchaus beten möchte, gilt es bewußt entgegenzuwirken, positiv entgegenzuwirken durch eine Einübung, die nicht in erster Linie auf die ausdrückliche Rede mit Gott hinzielt, sondern die Grundakte der Begegnung von Gott und Mensch wieder stärker ins gläubige Bewußtsein hebt und zu deren Vollzug anleitet. Diesem Anliegen dient die Entfaltung der beiden folgenden Schriftworte.

„Neige, Herr, Dein Ohr, erhöre mich! Denn ich bin elend und arm.“ Ps 86 (85) 1

Der Beter ruft sehr eindringlich. Er ist in akuter Not. Es drängt sich ihm die Vorstellung von einem Hochgestellten und Mächtigen auf, der sich ihm zuneigen oder von ihm abwenden kann, je nachdem er ihm zu helfen gewillt ist oder nicht. Möchte Gott nur erst einmal aufmerken, ihn anhören, mit innerer Anteilnahme, dann wäre er schon erhört, das weiß er, sein Herz sagt es ihm. Aber gerade das ist seine Angst, Gott höre nicht hin, er übersehe sein Schicksal und seine Not. Solche Angst hat ihren Grund in dem Eindruck, ins Leere zu schreien. Er sieht nichts und vernimmt nichts. Es bleibt alles still. Nur das Echo der eigenen Stimme kommt zurück. Er ist mit seiner Not allein. Da kommt der Zweifel über ihn: Gibt es überhaupt einen Gott, oder ist er zu weit weg, ins Wolkendunkel, ins Geheim-

nis gehüllt, unzugänglich für den Menschen? Was läßt ihn dennoch weiterrufen, worauf stützt sich seine Hoffnung und sein Vertrauen, am Ende doch noch erhört zu werden?

Hier wird eine Grunderfahrung des Menschen sichtbar. Wo einer sich wirklich dem Leben aussetzt, drängt sich ihm immer stärker, wenn auch oft nur unterschwellig, die Erkenntnis auf: Ich bin elend und arm. Das ist nicht nur von der greifbaren Not her zu verstehen, mag sie noch so schwer sein und kein Ende mehr finden. Die nicht aufhörende Not des Alltags zeigt vielmehr eine tiefere Not an, die im Grund des Herzens ihre Wurzel hat und darum aus eigener Kraft nicht zu beheben ist. Sie kennzeichnet den Menschen, so wie er sich vorfindet; sie sagt ihm im letzten, wer er ist. Darüber können ihn auch nicht die Erfüllungen hinwegtäuschen, die er zu Zeiten kennt, die Freuden, die ihm geschenkt werden — vielleicht sehr tiefe Erfüllungen und Freuden —, und auch nicht der heute so oft gehörte, bei vielen zu einer Weltanschauung gewordene Gedanke, daß das Schicksal des einzelnen erst im Ganzen der Menschheit und der Welt, in deren Entwicklung und Vollendung, seinen eigentlichen Sinn erfahre. Denn all das berührt nicht den Kern jener Not, die man eine Daseinsnot nennen könnte. Als geistig-personales Wesen muß der Mensch seine eigene, je einmalige und unvertretbare Vollendung finden. Sein Geist drängt zur Entschränkung der von ihm im Hiesigen schmerzlich erfahrenen Grenzen, über den Tod hinaus, in die unendliche Weite, zu einer letzten Verwirklichung seiner Freiheit, zu einer Interkommunikation mit dem Anderen, in der Geben Empfangen ist und Hingabe die höchste Form des Selbstandes. Aber eben das gelingt ihm nicht. Angekettet an sich selbst, eingeschlossen in ein Gehäuse, aus dem er den Ausgang nicht findet, weil es keinen hat, scheitert der Mensch gerade in dem, was sein Herz bewegt, wonach sein innerstes Verlangen geht. Die Sinnerfüllung seines Daseins ist ihm verwehrt. Mit dieser Not (die zugleich seine Schuld anzeigt und darum doppelt belastend ist) ist er allein. Nicht einmal einen wirklichen Zuhörer seiner Klage hat er, einen, der ihm im Zuhören die Hoffnung gäbe, einmal aus der Todesgruft ins Freie treten zu können. Denn alle sind in der gleichen Lage, und jeder hat mit sich selbst zu tun. So bleibt nur noch die Hoffnung auf den geheimnisvollen und unfassbaren Grund alles Lebens, auf Gott. Ihn anzurufen, ist für den Menschen eine Existenzfrage.

Hier hat der Flehruf des Psalmenbeters seinen Ort. „Neige, Herr, Dein Ohr!“ Das Schrecklichste für den Menschen wäre es, wenn Gott ihm nicht mehr zuhörte, sich gar von ihm abwendete. Dann würde er in seiner Todesenge ersticken, einsam und von allen verlassen. Das Ende wäre die Verzweiflung. Darum die Inständigkeit der Bitte, die in ihrer Formulierung etwas sehr Menschliches hat und demütig ist, aber auch voller Vertrauen. „Neige, Herr, Dein Ohr!“ Von Gott angehört zu werden ist schon Erhörung, weil sein Zuhören Gemeinschaft begründet und eine Verheißung in sich schließt, die Verheißung endgültiger Hilfe, denn Zuhören ist ein Akt der Liebe. Nur vom gnadenhaft geschenkten Vertrauen in den Grund und das Geheimnis des Daseins, das heißt letztlich vom Glauben (in dieser oder jener Form) getragen, kann der Mensch das Schweigen, das über seinem Lebensschicksal liegt, durchstehen, zerbricht er nicht an seiner Einsamkeit.

Denn in diesem Glauben weiß er, daß er einen Zuhörer seines Rufens in das Schweigen hat, und daran erinnert er sich in seiner Bitte. Indem er ruft, ist er schon getröstet und erhört. Sein Elend und seine Armut sind vom liebenden Zuhören Gottes umfungen und in ihm aufgehoben. Unser Psalmwort ist darum das Grundgebet des Menschen. Es muß in allem Beten anwesend sein. Wenn viele heute kein anderes Gebet als dieses über die Lippen bringen, dann ist das keine Verkümmern, sondern gerade das Entscheidende. „Neige, Herr, Dein Ohr!“ An ihm kann man das Beten wieder erlernen.

„Rufe zu mir, und ich werde dir antworten und dir große, unfaßbare Dinge kundtun, die du nicht ahnst.“ Jer 33, 3

Ein tröstender und stärkender Zuruf Gottes an Jeremias, der wieder einmal das dunkle Schicksal seines Volkes erlebt. — Der Prophet ist in Haft. Er hatte nicht aufgehört, zu mahnen, den Kampf gegen die Belagerer Jerusalems aufzugeben und sich der babylonischen Übermacht zu beugen, weil er darin den Heilswillen Gottes sah. Die Kriegspartei war darüber aufgebracht und hatte ihn in den Kerker werfen lassen. Um ihn zu retten, hatte ihn der ihm gutgesinnte, aber schwache König Sidquia (Sedekias) in den Wachthof seines Palastes herüberholen lassen. Von dort erlebte er die Einnahme und Zerstörung der Stadt, die Niedermetzlung und die Verschleppung der Vornehmen des Volkes. Jeremias ist ein Leidender. Von Natur aus still und von tiefem Gemüt, trägt er schwer an seinem prophetischen Auftrag. Seine Drohrede, die er sich immer wieder erneut abringen muß, trägt ihm nicht nur die Feindschaft der Großen, selbst seiner Verwandten ein, sondern wendet sich gegen sein eigenes Herz: In prophetischer Schau sieht er den Untergang der heiligen Stadt und die Vernichtung des Volkes. In diese Situation hinein trifft ihn Jahwes verheißungsvoller Zuspruch: „Rufe zu mir, und ich werde dir antworten und dir große, unfaßbare Dinge kundtun, die du nicht ahnst.“

Auch dieses Wort rührt an eine Grunderfahrung des Menschen. Im Vergleich zur oben genannten ist sie fast gegenteiliger Art. Beide ergänzen sich. — In jenes letzte Dunkel hinein, das unser Leben verhüllt und im Tod als endgültig erlitten wird, vernehmen wir immer wieder ein leises Rufen: „Hab Vertrauen, nimm dich und dein Schicksal an, folg der inneren Stimme, die dich führt, und deine Zukunft wird sich lichten. Zum Heil, nicht zum Unheil bist du da, hast du dein Leben empfangen.“ Vielleicht ist dieses Rufen nicht sehr deutlich. Es ist dennoch da und wird gehört. Wie würde der Mensch sonst den Mut und die Kraft aufbringen, entgegen aller Enttäuschung, der niemand entgeht, allem Scheitern zum Trotz, sich immer wieder von neuem auf das Leben einzulassen, dem Mitmenschen zu vertrauen, die Liebe zu wagen und gegen alle Erfahrung auf eine letzte Erfüllung zu hoffen. Indem er das tut und in dem Maß er es tut, erwidert er den Zuruf, der in der Tiefe des Herzens an ihn ergeht. Er ruft in das Leben zurück, daß es einlöse, was es verheißt, und er hat die ewige Hoffnung, daß es ihm Antwort gebe. Wo solches Rufen erstickt und die Hoffnung auf die Erfüllung des Lebens erlischt, da breiten sich Dumpfheit und Leere aus, an deren Ende die

Resignation, ja die Verzweiflung steht. Wo sie aber das Herz bewegen, da geschieht mit dem Menschen eine Wandlung. Er kommt von sich los, vermag sich vom unmittelbaren Augenblick mit seinen Befriedigungen, Bedürfnissen und Schmerzen zu lösen, wird offen für die Sinnhaftigkeit seines Daseins und all dessen, was ihm begegnet und zustößt. Es kommt ihm zum Bewußtsein, wie sehr das Leben ihn beschenkt, auch dort, wo es ihn verwundet oder sich ihm zu versagen scheint. Die Gelöstheit, die aus dem Vertrauen erwächst, der Friede und eine innere Freude, die ihm als Frucht des Einsseins mit dem unsichtbaren Walter seines Geschicks zuteil werden, Liebe und Güte, die ihn beseelen und die er anderen weitergeben möchte, bezeugen es ihm.

Schon hier, auf rein menschlicher Ebene, erweist sich die Wahrheit des Zuspruchs an den Propheten: „Rufe zu mir, und ich werde dir antworten und dir große, unfaßbare Dinge kundtun, die du nicht ahnst.“ Jeder Mensch kann diese Wahrheit erfahren, falls er nur das Leben selbst anruft und über alle betörenden und begehrlchen Stimmen seines Herzens hinweg auf das Wort der ihm begegnenden Dinge und Ereignisse lauscht. Um wieviel mehr der Christ, der weiß, daß hinter allem Gott steht, Gott, der will, daß alle Menschen selig werden, und der durch Christus das Heil in die Welt hineingesagt hat. Wenn der gläubige Mensch im Dunkel des Daseins, in der Drangsal und Not eines rätselhaften Schicksals zum Vater unseres Herrn Jesus Christus hinaufruft, dann kann er darauf hoffen, daß ihm eine erhellendere Antwort zuteil wird, als sie das Leben allein zu geben vermag. Aber auch er bleibt unmittelbar an das Leben und seine Stimme verwiesen. Auch er muß sich zunächst der Welt, Dingen und Menschen, aussetzen, sich auf das ihm Vorgegebene und Zugeschickte einlassen. Nur tut er es als Glaubender. Damit wird für ihn das Sich-Einlassen auf das Leben zugleich und tiefer ein Sich-Einlassen auf Gott, auf seine Führung, auf sein Wort und seine Verheißung. Das bringt seine besonderen Probleme mit. Gottes Schweigen wird ihm zu schaffen machen, wenn das Leben seine Antwort versagt. Lange Zeit und immer wieder gilt es darum für ihn den Glauben aufzurufen, um das Schweigen Gottes durchzustehen und durch dieses Schweigen hindurch auf die Stimme des Vaters zu horchen. Wo das durchgehalten wird, wo einer sein Lebensgeschick immer wieder gläubig annimmt und im Glauben zu verstehen sucht, da vernimmt der Mensch große, unfaßbare Dinge, die er vorher nicht geahnt hat. Inmitten von Untergang und Tod wird ihm das Leben zugesprochen. Trotz des gegenteiligen Scheins hat solcher Zuspruch für ihn einen über allen Zweifel erhabenen Wirklichkeitscharakter. Denn Gott selbst bezeugt sich in ihm durch den Frieden und die Freude, die er dem Rufenden mitteilt. Hier weiß der Beter, daß Gebet möglich ist und was Gebet ist. Der Mensch ruft und Gott antwortet. Aber des Menschen Ruf ist nur im uneigentlichen Sinn Rede, und auch Gottes Antwort ist nur aus dem Leben zu erlauschen. An solcher Zwiesprache hat sich alles menschliche Beten auszurichten, wenn es die jedes Ahnen übersteigende Begegnung mit dem lebendigen Gott sein soll.

Friedrich Wulf SJ